

Stimmen und Meinungen

Autor(en): **J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 15

PDF erstellt am: **23.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

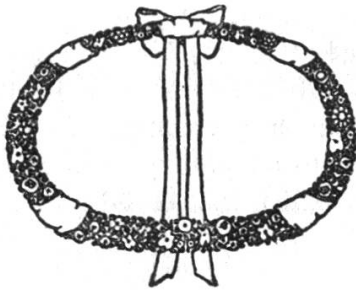
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Schwert.

Im Traum :
Es schritt ein hohes Weib zum Eschenbaum,
Der mächtig stand
Im braunen, frisch gepflügten Ackerland.
Ein lichter Schein ging von dem Weibe aus,
Und mit den Händen grub sie jetzt
Ein Schwert tief aus der Erde schwarzem Haus ;
Mit Tränen hat die Waffe sie benetzt . . .
Auf schmalen Lippen glänzt ein Tropfen Blut.
Es leuchtete das Schwert in roter Glut,
In weißer Schrift stand auf dem Stahl geschrieben :
„Der sei verflucht,
Der sei verrucht,
Der nicht vermag die Heimat heiß zu lieben.“



Stimmen und Meinungen. *



Neubauten der Zürcher Universität.

Die Regierung des Kantons Zürich empfiehlt in der Weisung vom 14. Februar d. J. dem Kantonsrat die Annahme des mit dem Bund und der Stadt Zürich abzuschließenden Aussonderungsvertrages von Polytechnikum und Universität. Die Weisung enthält auch ein vorläufiges Projekt über die für die Zürcher Universität zu erstellenden Neubauten nebst Kreditbegehren. Die kommende Universität soll in unmittelbarer Nachbarschaft des Polytechnikums erstellt werden. Als Baugelände kommt in Betracht das Terrain der Blinden- und Taub-

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.

stummenanstalt, die südlich daran stoßende städtische Liegenschaft im Berg, ein kleiner Teil der Stadlerschen Liegenschaft, sowie das Künstlergütli; ferner soll der obere Teil des dem Kanton gehörigen Rechberggutes herangezogen werden. Die Erwerbung, bezw. Freimachung des Baugrundes ist zu Fr. 1,370,000 veranschlagt, die Baukosten für die Universitätsgebäude, das zoologische und das hygienische Institut zu Fr. 4,160,000 und die innere Einrichtung zu Fr. 500,000, so daß die Gesamtkosten sich auf Fr. 6,030,000 belaufen.

Die finanzielle und betriebstechnische Grundlage dieses großartigen Bauprojekts ist in der Weisung des Regierungsrates möglichst eingehend dargelegt. Wir haben es mit Tatsachen zu tun, die dem öffentlichen Urteil in ihrem ganzen Schwergewicht unterbreitet werden. Ganz anders verhält es sich mit dem architektonischen Teil der Vorlage. Die Weisung erledigt die vorliegenden Planskizzen in ziemlich summarischer Weise; es scheint, als wolle man den von Prof. Dr. Bluntschli ausgearbeiteten Gruppierungsplan und seine Ideen für die ästhetische Ausgestaltung der kommenden Universität der Kritik möglichst entziehen. Wiewohl Herr Prof. Dr. Lang, der tätige Vorkämpfer der Hochschulprojekte die Pläne und Schaubilder engern und weitem Schulkreisen, ja selbst einer Versammlung von Zürcher Pressevertretern vorlegte, hat sich bis heute kein kritisches Wort über die ästhetische Seite der Vorlage hören lassen. Allein schon der befremdende Umstand, daß ein solches Millionenprojekt ohne jede Konkurrenz in eine wenn auch bewährte Hand gelegt wird, hätte die „öffentlich Meinenden“ zu energischer Einsprache veranlassen sollen. Tiefes Schweigen; auch als die Planskizzen vorlagen und ihre verhängnisvollen Folgen für unser Stadtbild jedem Sehenden offenbar wurden. Opportunitätsgründe lassen die ästhetischen Fragen in den Hintergrund treten und ihre Lösung nicht von der sozialen Sanktion, sondern von einer Kommissions- oder Kantonsratsentscheidung abhängen.

Wir protestieren gegen diese Art, sich über architektonische und ästhetische Wesenprobleme hinwegzusetzen. Es wird nicht nur den Kantonsrat, sondern das ganze Volk — und weit über den Kanton hinaus — interessieren, wie herrlich weit man es bei solchen gewaltigen staatlichen Bauprojekten bringt, wenn man den einzig demokratischen Grundsatz des freien Wettbewerbs mißachtet. Und die Frage der ästhetischen Ausgestaltung einer hervorragenden Partie im Zürcher Stadtbild ist ein Problem nationaler künstlerischer Kultur. Darum soll sie vor das weiteste schweizerische Forum gebracht werden.

Das Material über die architektonische Seite der Universitätsfrage ist ein Bericht zur Planbearbeitung des Architekten; es besteht aus der Motivierung der Plan- und Raumd disposition, der Anordnung der Loka-

litäten, der Fassadengestaltung und aus der Baukostenrechnung. Ein anschließendes Gutachten der Baudirektion vom 13. Juli 1906 findet, daß die ganze Projektvorlage, soweit es in der kurzen Zeit möglich war, sorgfältig studiert ist und den weiteren Planbearbeitungen zugrunde gelegt werden darf. Die Möglichkeit eines wesentlich andern Projektes wird gar nicht erst angenommen!

Mit wenig stichhaltigen, teils sentimentalischen Gründen, wie die notwendige Erhaltung des Stadlergutes, oder die Beibehaltung der Künstlergutanlagen, wird die Variationsmöglichkeit der Geländebenutzung willkürlich auf ein Minimum beschränkt. Man kann ja grundsätzlich die Aufstellung des Kollegiengebäudes auf dem Künstlergutareal, des zoologischen Instituts auf dem Rechbergterrain gutheißen; gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß für eine Gruppierung im umgekehrten Sinne praktische und ästhetische Gründe sprechen. Dadurch würde die zoologische Sammlung dem Polytechnikum näher gerückt; durch das Einschleichen eines mehr vertikalen Baues könnte die monotone Horizontale Polytechnikum (Zentralbibliothek) Kollegiengebäude vermieden werden. Übrigens dürfte bei der projektierten Stellung des zoologischen Instituts die Möglichkeit einer lichtraubenden Nachbarbaute auf dem Zegherschen Gut nicht ausgeschlossen sein. Wichtiger aber ist die Lage der künftigen Zentralbibliothek. Sie soll auf das dafür erworbene Stöckarsche Areal (südöstlich vom Polytechnikum, südwestlich, fast direkt unterhalb der projektierten Hochschule) zu stehen kommen. Bevor wir eine Zweckentfremdung dieses Areals annehmen, müssen wir verlangen, daß bei der Gruppierung der Universitätsgebäude ganz ernstlich darauf gesehen werde, daß nicht das Haupthaus durch die aufragenden Formen der Bibliothek vergraben oder sonst geschädigt werde. Wie wir hören, hat die Baukommission, die der Baudirektion zur Prüfung und Begutachtung der Bibliothek- und Hochschulbaupläne beigegeben ist, besonders auch die Möglichkeit einer andern Gruppierung als die vom Vorprojekt beabsichtigte erwogen. Die Kommission, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Gull, Prof. Dr. Lang, Prof. Dr. Lajus, Architekt Müller und Architekt Paul Ulrich, sämtlich in Zürich, sowie Prof. Rittmeyer in Winterthur, scheint überhaupt nicht einmütig die vorliegenden Entwürfe als die vorteilhafteste und einzige Lösung der Bauaufgabe zu betrachten.

Die ästhetische Gestaltung des Projektes wird im Gutachten der Baudirektion als „einleuchtend motiviert“ bezeichnet; andererseits wieder als skizzenhafte Andeutung, auf die einzutreten zwecklos wäre. Nun ist eine fachmännische Fassadenskizze in ihren Grundlinien niemals nur „Andeutung“, sondern feste Form. Natürlich fällt dabei ornamentales Kleinwerk usw. nicht in Betracht. Das Wesentliche und Deutliche ist aber der Baugedanke. Der Sachverständige soll diesen aus der flüch-

tigsten Grundriß- und Schaubildskizze herauslesen und demnach ein vollständig maßgebliches Urteil abgeben. Der Hinweis auf das Skizzenhafte einer Vorlage hat noch nie begründete Einwände beseitigt.

Wir können hier nicht auf den anregenden Vortrag eingehen, den Herr Prof. Dr. Lang am 2. März in einer Versammlung von Zürcher Redaktoren und Journalisten hielt. Der Vortrag beabsichtigte, „daß die kantonale Presse sich möglichst gründlich über den Gegenstand informiere und beizeiten auch etwaige Bedenken geltend mache, damit sie im rechten Augenblick noch berücksichtigt werden können.“ Vielleicht ist uns Prof. Lang dankbar, wenn wenigstens wir in dieser Zeitschrift unsere Bedenken auseinandersetzen. Wir bemerken ausdrücklich, daß Herr Prof. Lang und mit ihm ein Teil der Hochschulkreise den vorliegenden Planskizzen zustimmt und jede andere Lösung, die nicht zugleich schöner, praktischer und billiger ist als die vorliegende, energisch ablehnt. Der leider recht kurzen ästhetischen Würdigung entnehmen wir die zwei Leitmotive: der Bau soll einfach, kein Prachtbau werden; in erster Linie hat er angemessenen praktischen und finanziellen Anforderungen zu genügen; die ästhetischen Ansprüche werden in zweiter Reihe berücksichtigt.

Das Schaubild, das uns die bisher vermißte Illustration zur Weisung des Regierungsrates bietet, ist ganz entschieden nach den von Prof. Lang vertretenen Grundsätzen entworfen. Wir wollen hier weder Gruppierung noch Grundrisse der Gebäude bemängeln — wenn wir sie auch durchaus nicht als die einzig möglichen betrachten. Halten wir uns vor allem an die über der Stadt Zürich sichtbare Fassade, in der sich der Baugedanke offenbart.

Der Architekt begründet in seinem Bericht vom 22. Juni 1906 die Ästhetik seines Baues mit folgenden Sätzen: „Bezüglich der äußern Erscheinung des Baues ist zu bemerken, daß für die Westfassade, welche hauptsächlich aus der Ferne gesehen und im Stadtbild eine bedeutende Rolle spielen wird, es vor allen Dingen notwendig schien, eine möglichst einfache Baumasse zu finden, die neben der Fassade des Polytechnikums bestehen kann, ohne daß eines der Gebäude unter dem andern leidet. Daher wurde von einem Mittelbau mit Aula abgesehen und wurden zwei höhere Eckflügel und zwischen ihnen eine gleichmäßige, ruhig wirkende Architektur angenommen, die nur durch einen reichern Portalbau in der Mitte geschmückt wird. Dieser ganzen Fassade ist eine Terrasse vorgelegt, die hinter der bestehenden Stützmauer an der Künstlergasse um zirka 10 Meter zurücksteht und 6—7 Meter breit ist. Man gelangt zur Terrasse von dem jetzigen Portal des Künstlergutes aus auf den vorhandenen Treppen und auf einer Freitreppe, die beim westlichen Haupteingang mündet. In den äußern Formen lehnt sich die Architektur des Kollegiengebäudes mehr an frühere Beispiele zürcherischer Baukunst

(Meise, Waisenhaus, Rechberg) an als an die Formen der klassischen Renaissance, wie sie am Polytechnikum verkörpert ist, da jene mehr dem örtlichen Charakter zu entsprechen scheint. An der Ostfassade an der Rämistrasse ist ein etwas reicherer Mittelbau mit stattlichem Eingangsportal angeordnet.“

Groß und ruhig sieht im Schaubild Sempers Bau auf das projektierte „Universitäts-schulhaus“ herüber, das gewissenhaft so weit von der ästhetischen Höhe des Polytechnikums abrückt, daß beiden kein Leid mehr aus der Konkurrenz erwächst. Wir sagen „Schulhaus“; in der Tat gemahnt dieser Bau mit seinen schwungvollen Flankentürmen (Eckflügeln), die die Eintönigkeit der Mittelfassade mehr herausheben als verschwinden lassen, an die traditionellen Schulhäuser der Westschweiz. Diese Bauten sind aber trotz ihrer Häufigkeit noch lange nicht vorbildlich; heute begreift man kaum mehr, was eine Anstalt für geistige Kultur mit Turmformen zu tun hat, die nicht einmal einer Glocke oder Uhr dienen können. Die Universität soll ja einen besondern Glockenturm bekommen; er balanciert auf dem steifen Dachreiter, der einer Gliederung nicht fähig ist und auf dem ein Turmgebilde so unorganisch wie möglich aussieht. Das reizlose hohe Dach hat übrigens mit zürcherischer Bauweise nicht gar viel zu schaffen; man begreift überhaupt nicht, wo im ganzen Gebäude eine Verwandtschaft etwa mit der „Meise“, einem der prunkvollsten Patrizierhäuser der Schweiz, oder dem vornehmen „Haus zur Krone“, dem stillen Waisenhaus, zu finden ist. Stadtfremd sind die Seitentürme, das Dach, der Fries, die Läufe der Aufgangstreppe usw. Der ganze dekorative und ornamentale Schmuck ist seinem Zweck nicht dienlich; anstatt die Einfachheit des Baues zu betonen, nimmt das Beiwerk der Silhouette die ernsteste Monumentalität, die wir nicht allein aus ästhetischen Gründen für eine staatliche Hochschule fordern dürfen.

Die absichtliche Vertikalenbetonung durch die koketten „Eckflügel“ und den Glockenturm wird erst recht unwirksam, wenn später einmal die endlosen, kasernenartigen Seitenflügel mit ihren ungebrochenen Fensterreihen und steifen Dächern sich anreihen sollten; wir haben dann eine vorbildlich unorganische Komposition, die glänzend die Unzulänglichkeit der Kurzsymmetrie beweist. — Vom heimatlichen Charakter vermögen wir so weder im Mittelbau noch in den Flügeln deutliche Spuren wahrzunehmen; das wirklich örtliche Kunstwerk wäre schließlich bei dieser Anlage das alte Portal des Künstlergutes, dessen Erhaltung vorgesehen ist. Das Gutachten der Baudirektion freut sich schon darüber, daß dann „das von hübschen Baumgruppen flankierte Eingangsportal zum Künstlergut in das neue Bild mit dem Kollegienhaus im Hintergrund vorteilhaft sich einfügt.“

Aus dem obern Rechbergareal soll die Fassade des zoologischen Instituts stolz in die Stadt hinunterschauen. Auch da sind turmartige Eckflügel vorgesehen mit nicht ganz klarer Dachlösung; dann auch wieder eine Art Loggienreihen, über deren Zweckmäßigkeit sich noch diskutieren ließe. Das Schaubild dieses Gebäudes, das sich nicht ausdrücklich mit heimischer Bauweise verwandt erklärt, ist noch zu wenig ausgearbeitet, als daß man sich damit einläßlich befassen könnte.

Für die ästhetische Wirkung des Kollegiengebäudes kommt noch eine äußere Frage in Betracht. Wie schon bemerkt ist vor dem Universitätsareal das Terrain für die Zentralbibliothek. Ihr Bau wird, je nachdem es dem Architekten gelingt, die äußerst schwierige ästhetische Frage zu lösen oder nicht, mit dem Kollegiengebäude ein harmonisches Ganzes bilden oder in krasser Weise dazu kontrastieren. Wenn daran festgehalten wird, auf das Stockarland die Bibliothek zu bauen, so müssen die Pläne unbedingt gleichzeitig mit denen der Universität entworfen werden. Nur so wird man erproben können, ob die Architektur des einen sich in die des andern Gebäudes fügt, nur so wird man da wie dort ändern, kombinieren können. Herr Prof. Bluntschli hat auch ein vorläufiges Projekt für die Bibliothek ausgearbeitet; wie uns scheint, nur zum Schaden seiner Universität, die dann im Stadtbild, vom See oder Bahnhof her, schief von einer fabrikkartigen Architektur geschnitten wird, die man überall eher als in der Nähe Sempers vermuten würde. Der Hauptirrtum bei der Fassadengestaltung des Bibliothekgebäudes scheint uns in der Verwendung des Renaissancestils für ein Haus zu liegen, das lediglich eine Glasstruktur trägt. Messel hat für seinen Wertheimischen Glaspalast alles eher verwendet als massive Achsen; sein Bau ist ebenso zweckmäßig wie schön geworden; auch neben reinster Renaissance dürfte sich ein solcher gotisierender moderner Palast blicken lassen; die projektierte Renaissancebibliothek kaum ernstlich.

Schon eine erste kritische Betrachtung der vorliegenden Planskizzen erzeugt in uns so schwere Bedenken, daß wir mit allem Nachdruck anregen möchten, weitere Ideen und Pläne sprechen zu lassen, Ideen, denen die praktischen Bedürfnisse ebenso maßgebend sind, wie dies bei den ersten Entwürfen der Fall ist, die aber auf die ästhetische Bedeutung der Hochschule in unserem Stadtbild viel mehr Gewicht legen. Zürich baut mit Millionenaufwand eine Universität, für die Wissenschaft, gewiß; aber auch als Markstein im Aufbau der Stadt, der Jahrhunderte überdauern wird. Es ist jetzt noch an der Zeit, die weitesten Kreise darauf aufmerksam zu machen, daß hier über ein unveräußerliches Gut der Bürgerschaft — die Schönheit ihrer Heimat — verfügt wird; wir meinen, daß da die Leute, welche die Mittel zum Bau der Universität bewilligen, das Recht haben, ein Wort mitzusprechen, zu verlangen, daß

die Pläne und der Wettbewerb für diese Millionenbauten in die Öffentlichkeit hinaustreten. So sehr wir den Eifer der Hochschullehrer für die praktische und billige Anlage der Universität loben, er darf nicht allein maßgebend sein, wo es sich um die Schönheit und den Charakter des ganzen Stadtbildes handelt. Wir hoffen, daß den anregenden Planskizzen des Herrn Prof. Bluntschli eine ganze Reihe anderer folgen und daß bei einer entgeltigen Entscheidung die volle Rücksicht auf den ästhetischen und örtlichen Charakter Zürichs ebenso schwer wiege, wie Forderungen praktischer und finanzieller Natur. J. C.



Schicksal dreier Freunde.

(Ein Scherz.)



In der Herberge „Zum harmlosen Haustier“ waren unter vielen andern auch drei Handwerksburschen eingekehrt, ein Floh, eine Laus und eine Wanze. Sie waren aus südlichen Ländern gekommen und wollten es nun für einige Zeit mit dem Norden probieren.

Überhaupt, sie wollten die Welt kennen lernen. Da sie nun ungefähr alle drei dasselbe Ziel hatten, so ziemlich dieselben politischen Ansichten und alle drei italienisch verstanden, so verband sie bald eine feste Freundschaft.

Die Wanze entstammte ganz behaglichen Verhältnissen. In einem reichen Bauernhaus hatte sie das Licht der Welt erblickt und sich auch — einem Vertrag gemäß, den die Familie seit Generationen besaß — von dem Blut der angesehenen Familie genährt, als zu der gehörig sie sich betrachtete.

Es war mehr Neugier als Notwendigkeit, die sie bewog, ihren reichen Brotkorb zu verlassen, und aufs ungewisse in die Welt hinaus zu reisen. Aber warne einer die Jugend! Vater und Mutter Wanze konnten nichts anderes tun, als ihren Sohn neu ausstatten und ihm den einzigen weisen Spruch mitgeben, den sie kannten: Laß dich nicht erwischen!